

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© 2018 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-32004-2

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf

www.fischerverlage.de.

Ora Schem-Ur lebte in Tel Aviv – wie die Heldin ihrer Kriminalromane – und starb dort im August 1995. Sie war jahrelang Kolumnistin bei der großen Tageszeitung »Jedi 'ot achronot« und hat mehr als fünfundzwanzig Bücher veröffentlicht: Romane, Kurzgeschichten, Essays und Kriminalromane. »Mord in der Knesset« ist ihr erstes Buch in deutscher Übersetzung.

Mord in der Knesset: Die Amateurdetektivin Alisa Honigsberg, genannt Ali, lebt in Tel Aviv und verdient ihren Lebensunterhalt mit dem Übersetzen von Liebesromanen ins Hebräische und mit gelegentlichen journalistischen Arbeiten.

Von ihrer Freundin Lydia erfährt Ali von dem trostlosen Ende einer Liebesgeschichte: Gali, Lydias sechzehnjährige Tochter, ist vom Verehrer ihrer alleinerziehenden Mutter, dem Knesset-Abgeordneten Se'ew Chakim, geschwängert worden. Lydia und Gali sind zur Abtreibung entschlossen, aber vor Lydias Zwillingsschwester soll die Geschichte verheimlicht werden. Deshalb nimmt Ali den vermeintlich schüchternen Teenager für ein paar Tage in ihrer Wohnung auf. Doch Gali entpuppt sich bald als wahre Nervensäge. Und dann wird Chakim erstochen aufgefunden – während eines »Betriebsausflugs« von Knesset-Abgeordneten mit Kollegen und Freunden in die Judäische Wüste. Ali soll für ihre Zeitung darüber berichten. Und ihre Nachforschungen führen sie mit einer Reihe von Personen zusammen, die alle ein Motiv haben . . .

Weiterer Titel von Ora Schem-Ur im Fischer Taschenbuch Verlag:
»Mord am Toten Meer« (Bd. 12883).

Ora Schem-Ur

Mord in der Knesset

Kriminalroman

Aus dem Hebräischen
von Mirjam Pressler

Fischer Taschenbuch Verlag

Fischer Frauenkrimi

7.–8. Tausend: März 1996

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, September 1995

Die hebräische Originalausgabe erschien im
Noga Verlag, Tel Aviv
© Ora Shem-Ur 1993

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe:
© Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1995
Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 3-596-12583-9

Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier

Solche Tage gab es eben. Was heißt da Tage, korrigierte sich Ali, Wochen, wenn nicht gar Monate. Sie setzte sich in die Zeitmaschine und legte den Rückwärtsgang ein. Mit einem Satz übersprang sie all die Bilder der letzten Zeit und blieb bei einem Bild stehen.

Ja, das war der Anfang gewesen.

Chanoch hatte ihr mitgeteilt, daß er – wieder – zum Rabbi fahren wollte.

»Aber du warst doch erst vor zwei Monaten bei ihm?«

Diesmal handle es sich um eine ganz andere Reise, sagte er. Diesmal sei es für lange.

»Für wie lange? Eine Woche, zwei?« Doch sie ahnte die bittere Wahrheit bereits.

Chanoch wollte das Land verlassen. Nicht genug, daß er »reutig zur Religion zurückgekehrt« war; nicht genug, daß er, ihr Bruder, ihr einziger Verwandter, sich aus einem normalen Menschen in einen bärtigen, schwarz gekleideten Orthodoxen verwandelt hatte; nicht genug, daß er Dalia geheiratet hatte, die Tochter einer frommen Familie, die kein anderer *Jeschiwa**-Student genommen hatte und die ihm, dem zur Religion Zurückgekehrten, auf den man sich vielleicht doch nicht so ganz verlassen konnte, auf Geheiß des fernen Rabbi gegeben worden war; nicht genug, daß ihre drei Kinder Zipora, Mojsche und Jecheskel ihre Tante Ali kaum kannten – nicht genug mit alldem, jetzt packte er auch noch aus nur ihm verständlichen Gründen alles zusammen und fuhr mit der gesamten Familie los, um sich in diesem

* Erläuterungen der kursiv geschriebenen Wörter im Text siehe Seite 287f.

schrecklichen Queens zu begraben und dort, in der Nähe des Rabbi, zu leben und zu lernen.

»Aber Chanoch, er liegt doch im Sterben!« sagte sie.

»Gott behüte«, antwortete er – das Gespräch fand wie üblich am Telefon statt –, »er ist der Messias.«

»Aber er stirbt bald«, beharrte Ali. »Oder glaubst du vielleicht, er stirbt und steht wieder auf wie Jesus?«

Sie hörte noch, wie er »Pfui, pfui« sagte, dann legte er auf.

Danach war sie krank geworden. Sie hatte eine hartnäckige, verzehrende Art von Grippe bekommen, die sich nicht nur auf die üblichen Körperteile konzentrierte, sondern auch ihr Nervensystem angriff. Fieber, Erbrechen, Zitteranfälle – und dazu eine Stimmung, die sich von der einer Selbstmörderin nur durch einen einzigen Schritt unterschied. Das einzige, was ihr blieb, war ihr Stolz. Keiner ihrer Bekannten wußte, daß sie krank war. Um »Krankenbesuche« zu verhindern, steckte sie einfach das Telefon aus. Sie wollte nicht bedauert werden, weil sie niemanden hatte, der ihr Essen kochte. Keiner sollte sich aufopfern und ihr warme Suppe bringen, und niemand sollte hinter ihrem Rücken flüstern: »Die Ärmste, liegt da wie ein Hund, so ganz allein...«

Danach war die Sache mit Bobby passiert: Bobby, der Techniker, der ihr im letzten Jahr die Klimaanlage verkauft und eingebaut hatte. Ein Schnäppchen! Das Gerät sei ganz neu, wirklich, fast wie aus der Fabrik, koste aber nur die Hälfte. Warum? Nun, weil der Ehemann der Frau, die es angeschafft habe, an Asthma leide und behauptete, die Klimaanlage habe einen ungünstigen Einfluß auf seine Krankheit, er würde ersticken. Das Gerät sei wirklich wie neu. Dieses ach so neue Ding funktionierte im ersten Sommer gar nicht so schlecht, im Winter fing es an, Schwierigkeiten zu machen, und dann stellte es die Arbeit ganz ein. Bobby? Wo sollte sie Bobby finden? Bobby war verschwunden. Der Laden für Sonnenkollektoren und Elektrogeräte, in dem er als Klimaanlage-Techniker gearbeitet hatte, hatte die Besitzer gewechselt und war zu einem Minimarkt geworden. Die neuen Eigentümer hatten nie etwas von einem Bobby

gehört, sie hatten den Laden über einen Makler gekauft. Ali ging zu dem Makler. Bobby? Was für ein Bobby? Die Immobilie gehörte einer Aktiengesellschaft. Ali sollte gefälligst aufhören, anderen Leuten auf die Nerven zu gehen. Er, der Makler, saß schließlich nicht hier, um Informationen zu geben, er arbeitete für seinen Lebensunterhalt, also, gnädige Frau, auf Nimmerwiedersehen.

Und während dieser ganzen Zeit – was hatte es für einen Sinn, sich selbst zu belügen, die Dürrezeit hatte schon viel früher angefangen, und vielleicht waren all die Rückschläge der letzten Monate nichts anderes als die direkte Folge der dünnen Situation, die sich immer weiter in die Länge gezogen hatte – keine einzige Liebesgeschichte, die diesen Namen verdient hätte. Kubi war vollkommen von der Bildfläche verschwunden, Eli hob einmal im Monat den Telefonhörer und fragte: »Also, was wird aus uns beiden? Und wie geht es dir? Wann kommst du mal auf einen Sprung nach Haifa?«

Und von Awitar hatte sie die Nase voll. Er vielleicht auch von ihr. Tatsache war jedenfalls, daß er in den letzten zwei Monaten kein einziges Mal angerufen hatte. Er hatte ihr auch nicht angeboten, eine Reportage über irgendeinen Kriminalfall zu schreiben, etwas, was er in den letzten Jahren häufig getan hatte. Jedesmal, wenn in der Gegend ein Mord passierte, wartete sie auf einen Anruf, doch der kam nicht. Sie hatte gehört, seine Zeitung sei in Schwierigkeiten. Von Zeit zu Zeit berichtete das Konkurrenzblatt etwas darüber: »Stürmische Sitzung der Belegschaft«, oder: »Die Sache mit dem kanadischen Millionär, der angeblich in die Zeitung investieren sollte, ist gescheitert. Die Drucker drohen mit Streik.« Nicht daß Ali Mitleid mit Awitar gehabt hätte. Wenn hochmütige, eingebildete Typen wie Awitar auf die Schnauze fielen, erweckte das bei ihr, wie bei vielen anderen Leuten, ein Gefühl von Schadenfreude. Aber sie mußte zugeben, daß ihr die Aufregung des Redaktionsschlusses fehlte, dieses Rennen gegen die Zeit, nur damit man es doch noch schaffte und den Artikel in der letzten Sekunde ablieferte... Awitar selbst, als gelegentlicher Liebhaber, fehlte ihr überhaupt nicht.

Die Sache war wie ein Kaugummi, auf dem man schon lange herumgekaut hat – der Geschmack ist längst weg. Man kaut, um zu kauen, wie eine Kuh, die wiederkaut.

Aber durch viele Jahre des Single-Daseins erfahren, kannte Ali alle Tricks, die einem halfen, aus einer Depression wie der, die sie an diesem Morgen gepackt hatte, herauszukommen. Als erstes: das Bett verlassen. So. Zweitens: Wasser für Kaffee aufstellen. Drittens: duschen. Und dann, nachdem sie von der Waage gestiegen war (der nicht lügenden, denn sie hatte auch eine, die log), setzte sie sich an das offene Fenster, mit dem duftenden Kaffee und zwei Diät-Crackers, und befahl sich selbst: »Und jetzt mal alles der Reihe nach.« Chanoch war zwar noch immer dort, beim Rabbi, aber als er das letzte Mal angerufen hatte, war seine Sehnsucht nach Israel einfach unüberhörbar gewesen... nach Israel und nach ihr. Es war ein gutes Gespräch gewesen, ein optimistisches. Die Grippe war längst überstanden. Die Klimaanlage? Das war wirklich ein Problem, aber einstweilen war der Sommer noch ganz menschlich, und wenn es schlimmer würde, würde sie sich eine neue kaufen, auf Raten. Ihrem Bankkonto ging es – vergleichsweise – gar nicht so schlecht. Die Übersetzungen, die sie für Gaschumi vom Verlag ›Der romantische Roman‹ machte, brachten ihr eine sichere und angenehme Einnahme. Die Börse verhielt sich gut, ihre Investitionen stiegen ständig. Es handelte sich nicht um Gott weiß was für Summen, aber ein paar hundert Schekel mehr im Monat waren nicht zu verachten. Warum sollte sie nicht mal wegfahren? Das war immer gut für die Moral. Sie beschloß, an diesem Vormittag ihr Reisebüro aufzusuchen, mal sehen, was die vorzuschlagen hatten. Und dann war da noch etwas, die Hauptsache: Ihr Gewicht (das richtige!) war ermutigend. Sechsfünfzig, alle Achtung. Die Grippe hatte dieses Wunder vollbracht. Zwei Wochen hatte sie gefastet, hatte einfach keinen Bissen runtergebracht. Doch zuerst wollte sie ein paar Anrufe erledigen. Ali hatte ein ganzes Regiment – oder wenigstens eine Kompanie – von Freundinnen, alle unverheiratet wie sie, alle dreißig plus wie sie.

Eigentlich dreißig plus-plus. Egal, wer nahm es mit dem Zählen schon so genau?

Noch ein Kaffee. Noch eine Zigarette. Man ruft keine Freundin an, wenn man mies drauf ist. Konzentriere dich, Ali. Noch ein bißchen. Tiefer. Noch tiefer... Ali hatte nämlich eine ganz persönliche Form der Meditation erfunden. Eine archäologische Meditation. Man gräbt sich durch alle Schichten der Depression. Vorläufig war sie noch bei der optimistischen Schicht... Ali wußte, daß es sich hierbei um eine Täuschung handelte. Das war die Schicht, die sie der Welt zeigte, die Schicht, in der sie auf die Frage »Wie geht es dir?« mit einem »Toll, echt prima« antwortete. Es war sinnlos, sich bei dieser Schicht lange aufzuhalten. Sie mußte weitergraben. Und da war sie auch schon, die gefährlichste aller Schichten, die traumatische, deren Wirkung sie sich nicht entziehen konnte, seit damals, als ihre Mutter von zu Hause weggelaufen war, als Ali zwölf war und Chanoch erst sechs, und die Kinder unter der Aufsicht des Vaters zurückgeblieben waren. Eines Vaters, mit dem sie, die Ehefrau, die Mutter, es nicht mehr ausgehalten hatte. Aber die Kinder konnten nicht weglaufen, sie lebten weiterhin mit dem aufgeblasenen *Jecke*, dem falschen Sozialisten, dem Journalisten, der von der Brüderschaft aller Arbeiter der Welt predigte und die Beleidigung, die seine Frau ihm zugefügt hatte, jahrelang an den Kindern rächte. Erst nach seinem Tod fand Ali das Bündel Briefe, die an sie und Chanoch gerichtet waren. Briefe, die ihr Vater ihnen nicht weitergegeben hatte, so wie er den Kindern nicht mitgeteilt hatte, daß ihre Mutter zwei Jahre nach ihrer Flucht in Kanada bei einem Auto-unfall ums Leben gekommen war.

Aber Ali hatte sich bereits schon tausendmal in dieser Schicht verbohrt, deshalb begnügte sie sich diesmal mit einem kurzen Blick: die Schicht lag da, starr und hart wie immer, ungeheuerlich und unverändert, obwohl inzwischen so viele Jahre vergangen waren.

Also direkt weiter zur untersten Schicht, der Basis, der ersten, zu der Schicht, die ihr die Gärten zeigte, aus denen sie kam –

die gute Schicht, die beruhigende, die neugierige, die lebhaftere, die tapferere.

Das bin ich, das ist mein ursprüngliches Ich. Das bin ich, dieses fröhliche Mädchen. Das bin ich, bis zum Alter von zwölf Jahren. Das ist meine Basis. Da ist die Wahrheit. Da ist mein Grundstock. Sie zwang sich, diesen Gedanken ständig zu wiederholen. Alis private Form der Meditation mochte nicht wissenschaftlich sein, aber sie war das einzige Patent, das es ihr ermöglichte, aus diesen depressiven Zuständen, die sie von Zeit zu Zeit packten, wieder herauszukommen.

Wie sie es vorgehabt hatte, schlug sie das Telefonverzeichnis auf, um sich der Welt allmählich wieder zu stellen.

Doch noch bevor sie die erste Taste drücken konnte, klingelte das Telefon.

»Hi, Ali!«

»Hi, Lydia, was ist?«

»Alles prima. Und bei dir?«

»Ich bin okay. Erzähl mal.«

»Das ist nichts fürs Telefon. Können wir uns treffen? Heute mittag. Ich lade dich ein. Wohin möchtest du gehen?«

»Zu Hermann?«

»Zu dem Schwulen? Warum nicht? Also bei Hermann. Um zwölf.«

Was so ein Anruf bewirken konnte! Auf der Stelle waren alle archäologischen Schichten vergessen, vom Winde verweht sozusagen, und das Notizbuch mit den Telefonnummern lag verlassen da. Ali hüpfte ins Bad und begann mit den Vorbereitungen. Hermann hatte sein Lokal eigentlich als Treffpunkt für Schwule und Lesben geplant, doch das hinderte viele andere Leute nicht, sich dort mit vielen anderen Leuten zu treffen. Das Lokal war besonders bei Frauen beliebt, und besonders zum Mittagessen, auf einen Nicoise oder eine Portion Canneloni oder einen Salat à la maison, dazu ein Diätgetränk. Den Kaffee bekam man auf Rechnung des Wirts. Er hieß nicht Hermann, sondern Rafi, doch seit er die Kneipe eröffnet hatte, nannten ihn alle Hermann.

Was ist schon dabei, wenn die beiden, die dort rechts sitzen – schau jetzt nicht hin! – Homos sind? Sie sind Männer, oder? Und sie gehen aus, oder? Und sie haben alle möglichen normalen Freunde. Und wenn man tiefer denkt – argumentierten die Singles von dreißig plus –, so hatte ein homosexueller Mann viele Vorteile. Homos sind im allgemeinen höflich, interessant und interessiert, sie sind bereit zuzuhören, und immer sind sie zu irgendwelchen spannenden Leuten eingeladen, einem Cellisten, einem Freund eines Freundes, einem Balletttänzer – sie schwimmen regelrecht im kulturellen Leben Tel Avivs. Und die Hauptsache: Sie erwarten keine Gegenleistung! Sie bringen eine Frau nach Hause, halten an der Tür, drücken ihr ein Küßchen auf die Wange – und das war's! Nicht wie die anderen, von denen frau die Nase voll hat! »Vielleicht trinken wir noch einen kleinen Kaffee bei dir? Warum denn nicht? Ich bin echt scharf auf dich...« Und wenn es einem nach dem ersten Abend noch gelang, sie abzuwimmeln, spätestens am zweiten Abend verlangten sie die Gegenleistung. »Ich habe nicht geglaubt, daß du so zickig bist!« Oder: »Du willst mich wohl verarschen, oder was?«

Zusätzlich zu all diesen Vorteilen der Homos weiß doch jede Frau, daß so einer im allgemeinen bi ist. Viele sind verheiratet, viele haben ein, zwei Kinder. Natürlich haben sie irgendwann in ihrem Leben die Grenze überschritten, aber so, wie sie zur anderen Seite gegangen sind, können sie auch wieder zurückkommen. Und jede der Single-Frauen in einem bestimmten Alter – gemeint sind Alis Freundinnen – glaubte gerne, daß ausgerechnet sie es schaffen könnte, den entsprechenden Homo zu diesem Schritt zu veranlassen.

Lydia hatte Ali einmal gestanden, daß sie eine solche Möglichkeit keineswegs ausschloß. »Unter uns gesagt«, bekannte sie, »ich habe den Sex satt. Ich hätte überhaupt nichts dagegen, daß er – natürlich nach der Hochzeit – sporadische Ausflüge dahin macht, von wo ich ihn herausgeholt habe... Schließlich geht jeder Ehemann fremd, spielt es da eine Rolle, mit wem? Echt nicht.«

Und sie hatte hinzugefügt: »Du kennst doch bestimmt die klassische Geschichte von den zwei Soldaten, die auf Urlaub gehen. Und natürlich ist das Wichtigste, was sie in dieser kurzen Woche zu tun vorhaben, ihr Depot an Sex aufzufüllen – oder soll man besser sagen, zu leeren? Jedenfalls kommt einer von ihnen jeden Morgen in das Hotel, in dem sie wohnen, und erzählt wahre Wundergeschichten über seine Eroberungen, jeden Abend eine Neue, während der zweite versucht und versucht und es ihm einfach nicht gelingt, auch nur eine einzige dazu zu überreden, mit ihm die Nacht zu verbringen. ›Wie machst du das?‹ fragt er seinen Freund. ›Das ist ganz einfach‹, antwortet der. ›Ich bändele in irgendeiner Diskothek mit einem hübschen Mädchen an, tanze mit ihr, trinke mit ihr, und schließlich beichte ich ihr, daß sie mir schrecklich gut gefallen würde, wenn ich normal wäre... aber das wäre ich nicht. Mich würden nur Männer anziehen. Obwohl... sie, ja, sie sei die erste Frau, die etwas in mir wecke... Wenn sie verstehe, was ich meine... Aber das wäre vermutlich blinder Alarm – schließlich sei ich Homo... Und so flüstern wir, und sie erlaubt mir, ihren Arm zu streicheln, dann versuche ich, sie zu küssen – ich versuche es nur, verstehst du –, und das klappt so gut und so natürlich, daß ich selbst ganz erstaunt bin. Es vergeht keine halbe Stunde, und wir sind im Bett. Und ich verstehe die ganze Zeit nicht, wie mir geschieht. Nur du hast das bewirkt! Und das Mädchen ist richtig stolz auf ihre magische Anziehungskraft auf einen wie mich und tut alles, mich für immer zu heilen.«

Jetzt, während sie ihr Make-up beendete und nur noch die Kontaktlinsen einzusetzen hatte, erinnerte sich Ali an dieses Gespräch. Es lag bereits lange zurück, vielleicht ein Jahr, vielleicht auch länger... Ali hielt inne, die Linse auf dem Finger, und überlegte. Ja, sie hatte Lydia seither oft gesehen, aber immer mit anderen Leuten zusammen. Lydia war »Gesellschaftslöwin«, und Ali erhielt von ihr alle Einladungen zu allen »Special events«, die sie organisierte. Im allgemeinen besuchte Ali diese Feten. Lydia hatte sich auf Veranstaltungen für die High-Society spezialisiert: auf Geburtstage reicher Frauen, auf *Bar-Mizwa-*

Feiern bei bekannten Familien, auf Ausstellungseröffnungen von Malern oder Bildhauern, die es geschafft hatten, ihr Talent auch für Beziehungen mit der gesellschaftlichen Oberschicht zu nutzen, und so weiter. Lydia war sehr wählerisch, was ihren Beruf anging. Für Geld hätte sie sich beispielsweise niemals für eine neue Margarinensorte eingesetzt. Aber für ein neues Parfüm schon. »Natürlich ist das Ziel das gleiche, nämlich soviel wie möglich von dem Produkt zu verkaufen, aber ich verkaufe lieber schöne und kostbare Dinge. Weißt du, wieviel mir der Besitzer einer Rolladenfabrik geboten hat? Ein Vermögen! Und weißt du, was ich zu ihm gesagt habe? ›Wenn Sie ihre Rolläden mit einer Goldschicht überziehen, können wir darüber reden!‹ Er hat gefragt: ›Für was brauchen Rolläden so etwas?‹ Ich habe versucht, es ihm zu erklären: ›Für was braucht man goldene Armaturen im Badezimmer? Damit sich die Wasserhähne – oder die Rolläden – von Wasserhähnen oder Rolläden in einem gewöhnlichen Haus unterscheiden.‹ Er hat einfach nicht verstanden, was ich meinte. Na ja, da kann man nichts machen.« Natürlich gab es bei diesen Anlässen weder Platz noch Zeit für ein Gespräch. Und so, obwohl Ali Lydia für eine ihrer besten Freundinnen hielt, war es über ein Jahr her, daß sie sich allein getroffen hatten.

Die zweite Linse war im Auge, und Ali verließ das Haus, zufrieden mit sich selbst. Das heißt – fast zufrieden. Denn im letzten Moment hatte sie, obwohl sie wußte, daß das absolut verboten war, noch einen Blick »mit« in den Spiegel geworfen. Mit Kontaktlinsen. Solange sie sich mit ihren kurzsichtigen Augen im Spiegel sah, war alles perfekt. Ihre Figur, der neue Hosenanzug, die Frisur. Doch ein einziger Blick »mit« reichte, und alle Mängel wurden sichtbar, wie unter einem Vergrößerungsglas. Die Haare waren nichts Besonderes, weder die Frisur noch die Farbe. Sie hatte bereits vorgehabt, zum Friseur zu gehen, und sie war auch schon soweit gewesen, aber dann war ihr eingefallen, daß Montag war und die Friseurgeschäfte nachmittags geschlossen hatten. Und dann war eine Woche vergangen, und wieder war Montag. Gut, sie hatte abgenommen, das stimmte. Nur:

Ihre sechsfünfzig Kilo sahen auch nicht annähernd so aus wie sechsfünfzig Kilo bei einem Topmodel – »top« nicht und »model« schon gar nicht. Und dieser pfirsichfarbene Hosenanzug mit dem vielen Schnickschnack, der ihr im Dämmerlicht so schmeichelte, war in der grellen Mittagssonne doch sehr auffällig. Im letzten Moment zog sie das Oberteil aus und wählte statt dessen ein Top aus schwarzem Lycra-Stretch. So war es besser. Warum sollte sie ihre schönen Arme nicht zeigen? Solange sie sie noch hatte.

Der glaubwürdigste Spiegel ist der Spiegel auf der Straße. Und ausgerechnet er schenkte ihr heute Anerkennung, große Anerkennung. Die Blicke der Bauarbeiter, die die Front des Nachbarhauses renovierten, besonders die Pfiffe des Arbeiters auf dem Gerüst. Und das alte Paar, ein tadelnder Blick der Frau und ein das Gegenteil ausdrückender Blick des Mannes. Ein Greis? Nein, gar nicht so sehr. Er war höchstens sechzig und sah ausgesprochen gut aus... Dann – und das passierte ihr nicht gerade täglich – hielt sogar ein tolles Auto direkt neben ihr, und der Fahrer fragte höflich: »Soll ich Sie ein Stück mitnehmen? Steigen Sie ein, warum sollten Sie bei so einer Hitze zu Fuß gehen.« Erst das andauernde Hupen der Autofahrer hinter ihm brachte ihn von seinem Vorhaben ab.

Ali stand bei Hermann in der Tür und ließ ihre mit Kontaktlinsen bewaffneten Adleraugen durch den Raum wandern. Sie fand Lydia sofort. Sie sah gar nicht aus, als ob es ihr schlechtginge, stellte Ali fest. Also, was sollte das Ganze?

Doch dann kamen ihr Zweifel: Eine Frau wie Lydia würde sich nie erlauben, keinen guten Eindruck zu machen. Wenn es für eine Frau von dreißig plus ein ehernes Gesetz gab, das sie auch unter Folterqualen nicht brechen würde, so war es das, immer – aber wirklich immer! – schön, elegant und glücklich auszusehen.

Es war klar, daß es sich nicht um eine romantische Verwicklung handelte. In Alis und Lydias Alter war frau nicht mehr so bedrückt wegen irgendeiner Liebesgeschichte. Diese Zeit hatten sie längst hinter sich. Und selbst wenn ihnen etwas Derartiges passierte, so kamen sie mit der Situation alleine klar. Eine romantische Liebesgeschichte konnte als hübsches Gesprächsthema zwischen Freundinnen dienen, rechtfertigte aber nie einen Hilfeschrei. Frauen von dreißig plus und erst recht Frauen von dreißig plus-plus hatten schon alles hinter sich: enttäuschte Liebesaffären, die unerklärlichen Situationen des Verlassenwerdens, die quälenden Verstellungen, um zu den wohlorganisierten Frauen zu gehören, die eine Wohnung und ein sicheres Einkommen besaßen; die Affären mit möglichen Ehekanidaten, die sich in neunundneunzig Prozent aller Fälle als fiktive Kandidaten herausstellten; die Liebesverhältnisse mit Minderjährigen, die natürlich im rechtlichen Sinn keine Minderjährigen sind, bei denen jedoch der eklatante Altersunterschied diesen Ausdruck rechtfertigt; die Romanzen mit den »Alten«, das heißt mit den sechzig plus, die sowohl im Bett enttäuschen als auch bei Abendunterhaltungen unergiebig sind (Abende vor dem Fernseher); wobei noch nicht einmal diejenigen erwähnt sind, die eigentlich einer psychiatrischen Behandlung bedürfen, es aber vorziehen, eine zwar unprofessionelle, dafür aber wesentlich angenehmere Behandlung durch eine einsame Frau zu bekommen.

»Du mußt mir helfen«, sagte Lydia, nachdem sie sich ihre Salate bestellt hatten. »Ich bin vollkommen ratlos.«

Ali betrachtete Lydia jetzt aus der Nähe und mußte ihr ein paar Punkte abziehen. Mindestens sieben. »Setz deine Sonnenbrille